

# Giesener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giesener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Zurück zur Scholle.

Roman von Ewald Gerhard Seeliger.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

In der ersten sternklaren Nacht aber schritt Fritz von Winkelberg durch die Briklawer Gemarkung und suchte seinen Inspektor. Aber er traf ihn nicht. Gerade an diesem Abend war August Knorrek zu Hause geblieben. Bis um ein Uhr wanderte Fritz von Winkelberg die Felzbraine entlang, sprang über Gräben, querte über Sturzäcker, strich am Waldbrande hin, bis weit ins Sädbrevier hinein. Und da, als er schon umkehren wollte, fiel ganz in seiner Nähe ein scharfer Büchsen schuß. Er sah die Pulverflamme aufleuchten und schlich sich näher. So vorsichtig fühlte er sich mit den Fußspitzen vorwärts, daß nicht ein Zweiglein knackte. Endlich, immer am Waldbrande sich entlang tastend, sah er im Licht der Sterne den Wilderer vor sich, der am Boden kniete, um den eben erlegten Rehbock aufzubereiten. Es war Christian Reuschel, der Müller. Die Büchse lag schußbereit neben ihm.

Fritz von Winkelberg rief ihn scharf an und trat auf ihn zu.

Der Müller riß die Büchse an die Wange und zielte.

„Sie werden zu Ihrer ersten Dummheit eine zweite segnen!“ warnte ihn der Baron ruhig und blieb dicht vor der drohenden Mündung stehen.

Da senkte Christian Reuschel beschämt das Rohr, und Fritz von Winkelberg trat schnell mit dem Fuße darauf.

„Ich rate Ihnen dringend,“ fuhr der Baron fort, ohne die Büchse freizugeben, „für die Folgezeit solche Späße zu unterlassen, es könnte vielleicht schlimm ablaufen. Der Förster ist Ihnen auch schon auf der Spur. Also nehmen Sie sich in acht. Sie haben Weib und Kind.“

„Was kommt's Ihnen denn auf so einen lumpigen Rehbock an!“ würgte sich der Windmüller heraus. „Es ist doch nicht der Rede wert.“

„Es handelt sich hier nicht um den Rehbock!“ schnitt ihm der Baron das Wort ab. „Wenn Sie schon das verdammte Knallen nicht lassen können, warum sind Sie nicht zu mir gekommen? Ich hätte Ihnen die Erlaubnis gegeben. Und Sie hätten dann wohl nicht die Frechheit befohlen, mir in der Gemeindeversammlung Opposition zu machen. Jetzt natürlich werde ich Ihnen diese Erlaubnis nicht geben. Dürfen Sie sich aber in Zukunft. Ich kann Sie ins Zuchthaus bringen!“

„Aho!“ rief der Müller und riß die Büchse unter dem Fuße heraus. „Du wärst mir der Rechte, du Laufbaron! Klag doch, wenn du Zeugen hast. Ich schwör alles ab!“

Damit verschwand er schnell in der Finsternis des Waldes.

Fritz von Winkelberg mußte sich an einen Baum lehnen, so stark pochte ihm das Herz.

Drei Nächte später klopfte Karl Ruppert kurz nach Mitternacht an das Herrenhaus. Der Gärtnerburche ließ ihn ein und führte ihn an die Schlafzimmertür. Der Förster pochte den Baron aus dem Schlaf.

„Was ist los?“ rief Fritz von Winkelberg und zwang sein Herz zur Ruhe.

„Ich bin's, der Förster!“ gab Karl Ruppert zurück. „Ich hab ihn, den Reuschel. Ich weiß, wo er seine Flinte versteckt. In der alten Ulme beim Schwedenteich.“

„Wildert der Kerl noch immer!“ fragte der Baron aufs höchste aufgebracht, und fuhr schnell in die Kleider.

„Gestern hat's wieder geknallt!“

Fünf Minuten später trat Fritz von Winkelberg heraus und ging mit dem Förster auf den Schwedenteich zu. Als sie bei der Försterei vorbeikamen, machte der Baron plötzlich halt.

„Holen Sie mir eine Flinte heraus!“ befahl er kurz. „Sie braucht nicht geladen zu sein!“

Karl Ruppert brachte eine und steckte zwei Schrotpatronen hinein.

„Sie ist geladen!“ sprach er, als er sie dem Baron reichte.

Der nickte und ging mit starken Schritten voraus. Der Förster hatte Mühe, an seiner Seite zu bleiben. Als es im Dorfe eins schlug, standen sie vor der alten Ulme, deren Stamm einen handbreiten Riß zeigte. Fritz von Winkelberg griff hinein und fühlte einen Gewehrchaft und eine Blechschachtel mit Patronen.

„Jetzt müssen wir uns auf die Lauer legen!“ flüsterte der Förster aufgeregt. „Ich habe alle alten Bäume durchsucht, bis ich auf den gekommen bin.“

Sie zogen sich zurück und warteten eine Stunde. Da hörten sie eilige, schleichende Tritte. Im schwachen Licht der Mondfichel, die eben im Osten heraufstieg, sahen sie den Müller, der die Büchse herauszog, sich ein paar Patronen einsteckte und leisen Tritts über die Schwedenchance huschte. Der Förster versuchte sich den Abhang hinauf und schaute ihm nach. Fritz von Winkelberg wartete unten.

„Herr Baron!“ flüsterte Karl Ruppert, nachdem er sich über die Richtung, die der Müller eingeschlagen hatte, vergewissert hatte. „Er geht auf Bodraschke zu. Dicht bei der Lärchenschonung ist der Wechsel. Da können wir ihn gut beschleichen.“

„Vorwärts!“ befahl Fritz von Winkelberg und nahm die Flinte unter den Arm.

Der Förster schlich voraus. Er folgte dem Müller nicht auf dem geraden Pfade, sondern zog einen Umweg vor, um möglichst bald den Schutz des Waldes zu erreichen. Auf der Straße nach Bodraschke machte er plötzlich halt.

„Wie müssen ihn von zwei Seiten anpirschen!“ sprach er leise. „Sonst reißt er aus. Gehen Sie langsam bis zur nächsten Schneise vor. Ich halt mich auf der andern Seite. Wenn er geschossen hat und über dem Bock ist, schnell vorwärts!“

Damit verschwand der Förster im Gehölz. Der Baron schlich vorsichtig bis an den Waldrand vor und wartete. Endlich trat aus der gegenüberliegenden Schonung, argwöhnisch sichernd, ein starker Rehbock. Und schon rollte ein scharfer Schuß über die Blöße. Das Wild machte einen Sprung und lag. Dann rührte sich eine ganze Weile nichts. Nach einer Viertelstunde erschien der Müller. Geduckt, die Büchse nachschleppend, schob er sich über das Feld. Jetzt ging der Baron vor. Ohne Unfall gelangte er in eine Entfernung von zwanzig Schritt. Der Müller sah ihn nicht. Fritz von Winkelberg hob die Flinte, um sich zu sichern. Da knackte unter der Sohle des Försters, der sich durch die gegenüberliegende Schonung heranzuschieben wollte, ein Zweig. Blütschnell fuhr der Müller herum, bemerkte den Baron, riß die Büchse an die Wange und drückte ab. Fast gleichzeitig dröhnten zwei Schüsse durch die Stille der Herbstnacht. Fritz von Winkelberg fühlte plötzlich einen scharfen, stechenden Schmerz neben seinem Herzen und sank ohnmächtig zu Boden. Das war die Kugel des Müllers. Der aber fiel eine Sekunde später, von den Rehposten des Försters übel zugerichtet, auf das Wildbret. Ueber ihn hinweg sprang Karl Ruppert zum Baron, der sich erholt hatte, sich mühsam aufsetzte und die Hand auf die Wunde presste. Der Förster riß ihm Weste und Hemd mit einem Schnitt entzwei und untersuchte die Wunde. Das Blut rann nur schwach. Eine Rippe auf der rechten Seite war zertrümmert. Die Kugel war dadurch von ihrer Bahn abgelenkt worden. Das Herz schlug sehr kräftig, aber auch sehr unregelmäßig. Aus dem Fesseln des Hemdes und den beiden Gewehrriemen machte Karl Ruppert einen Rotverband, mit dem er das Blut glücklich zum Stehen brachte. Dann hüllte er den Verwundeten in seinen Rock und lief ins Dorf nach Hilfe. Währenddessen kam Christian Reuschel auf die Beine und schleppte sich, gestützt auf seine Büchse, zu seiner Mühle hin. Auf einer Leiter wurde der Baron, der in tiefer Ohnmacht lag, ins Schloß getragen und sorgsam auf das Bett gelegt. Thomas Hauschild sprenge in Karriere nach Zdurotschin zu Doktor Bielschowsky. Der Förster blieb bei dem Verwundeten, bis er von Moriz Gassel, den man noch mitten in der Nacht von dem Unglücksfall benachrichtigt hatte, abgelöst wurde.

Unter Sturm und Regen dämmerte ein trüber Morgen herauf.

XXV.

Bleich und regungslos, mit geschlossenen Augen, ruhte Fritz von Winkelberg in den Kissen. Die Ohnmacht wollte noch immer nicht von ihm weichen. Kurz vor sieben Uhr, um welche Zeit die Schule anfang, kam der Förster wieder. Moriz Gassel sprang schnell das Dorf hinunter, gab den Kindern ein paar schriftliche Arbeiten, ermahnte sie zur Ruhe und lief wieder ins Schloß zurück. Hier mußte er zunächst Cäcilie und den kleinen Günther beruhigen, die schon nach dem Vater schrien. Dann schlich er wieder ins Krankenzimmer. Flüsternd fragte er den Förster, wer den Schuß abgegeben hatte. Der wollte nicht mit der Sprache heraus und sah furchtsam nach dem Baron hinüber, der eben mit der rechten Hand eine schwache Bewegung machte. Gleich darauf öffnete er die Augen. Wirr und matt schweiften seine Blicke im Kreise. Er mußte sich erst zurechtfinden. Endlich dämmerte ihm eine schwache Erinnerung auf.

„Ist Knorred schon da?“ fragte er tonlos.

Moriz Gassel schüttelte den Kopf.

„Knorred soll kommen!“ befahl der Baron und schloß die Augen.

Der Förster lief sofort hinunter, um einen Boten nach Zdurotschin zu schicken.

Als er zum Geinbehause hinüber wollte, prallte er mit Thomas Hauschild zusammen, der eben im Galopp durch das Hofstor kam.

„Der Doktor ist schon unterwegs!“ rief er und wollte aus dem Sattel springen.

„Der Inspektor soll kommen!“ sprach der Förster. „Er hat eben nach ihm verlangt.“

Thomas Hauschild riß den Gaul auf der Stelle herum, daß er stieg, und preschte wieder zum Tore hinaus. Karl Ruppert kletterte die Treppe hinauf, ging aber nicht ins Krankenzimmer, sondern setzte sich ins Arbeitszimmer und ließ den Kopf hängen. Denn er hatte ein schweres Gewissen wegen der Rehposten, die er dem Müller in die linke Seite gesetzt hatte.

Unterdessen hatte der Baron zu trinken verlangt. Moriz Gassel hob ihm den Kopf und hielt ihm ein Glas Wasser an

die Lippen. Durch diese Bewegung wurden die verwundeten Luftwege beruhigt, und der Atem ging plötzlich rudweise und röchelnd. Endlich kam ein starker Bluthusten, der schnell Erleichterung schaffte.

Zwei Glas Wasser trank der Baron, dann sank er in Kissen zurück. Geschlossenen Auges begann er zu sprechen. Nur mit den Lippen bildete er die Laute. Moriz Gassel mußte ganz nahe heranrücken, um dieses tonlose Flüstern zu verstehen.

„Ich muß sterben!“ sprach Fritz von Winkelberg ruhig. „Ich fühle es in meinem Herzen. Die Kugel drückt darauf. In ein paar Tagen wird sie es erdrückt haben!“

Moriz Gassel wußte nichts darauf zu erwidern und ließ traurig den Kopf hängen.

„Ich kenne mein Herz genau!“ fuhr der Baron fort. „Ich habe es zwanzig Jahre lang studiert. Morgen, spätestens übermorgen wird es aufgehört haben zu schlagen!“

„Herr Baron!“ preschte sich Moriz Gassel durch die widerpenstige Kehle und schludte die Tränen hinunter. „Sie dürfen nicht die Hoffnung verlieren!“

„Was haben wir Menschen für eine Hoffnung?“ antwortete der Baron. „Nur eine: das Grab.“

„Der Arzt ist schon unterwegs!“ meinte Moriz Gassel leinlaut.

„Gegen mein Herz kann er nichts ausrichten!“ flüsterte der Baron hastig. „Es geht seinen Weg, ich fühle es deutlich. Bis jetzt hatte ich es in meiner Gewalt gehabt. Nun ist es mir entschlüpft.“

Erschöpft schwieg er, und Moriz Gassel trat zum Fenster, um nach dem Arzt auszuschaun. Endlich sah er eine Kutsche aus dem Walde rollen. Das konnte Doktor Bielschowsky sein. In einer Viertelstunde mußte sie da sein. Plötzlich wurde der Baron unruhig.

„Ich muß mein Testament machen!“ sprach er lebhafter und suchte sich aufzusetzen. „Steden Sie mir ein paar Kissen hinter den Rücken. Und dann Papier und Feder!“

Moriz Gassel brachte das Verlangte, aber Fritz von Winkelberg war nicht imstande, die Feder zu führen. Er reichte sie Moriz Gassel und lehnte sich in die Kissen zurück.

„Soll ich die Kissen wieder fortnehmen?“

„Nein!“ flüsterte der Baron. „Das Sigen ist mir unträglich. Schreiben Sie, ich werde Ihnen diktieren. Holen Sie den Förster herein, damit er zeugen kann, wenn's not tut.“

Karl Ruppert trat an das Fußende des Bettes und hörte genau zu, was der Baron diktirte.

„Mein letzter Wille. Ich ordne an, daß das Majorat Briklawe bis zur Großjährigkeit meines einzigen Sohnes von meinem Inspektor August Knorred verwaltet wird. Ich lege in seine Hände sämtliche Vollmachten, die mir als Majoratsherr zu Gebote stehen. Ich übertrage ihm ferner die Vormundschaft über meine beiden unmündigen Kinder Cäcilie und Günther und bestimme ausdrücklich, daß sie niemals mit meiner Stiefmutter in Berührung gebracht werden dürfen. Ich befehle, daß dieser Frau unter keinen Umständen das Betreten des Gutes Briklawe gestattet wird. Die Erziehung meiner Kinder übertrage ich Hedwig Knorred.“

Hier machte Fritz von Winkelberg eine lange Pause, und der Förster wischte sich verstohlen über die Augen.

„Da für meine persönlichen Verbindlichkeiten,“ fuhr der Baron fort, „das Majorat nach meinem Tode nicht hastet, lege ich meinem Sohne hiermit die erste Pflicht ans Herz, am Tage seiner Großjährigkeit meine Schulden zu tilgen mit Zinsen und Zinseszins.“

Dann mußte Karl Ruppert das Testament laut vorlesen, und Fritz von Winkelberg setzte mit vieler Mühe die steifen, edigen Schriftzüge seines Namens darunter. Noch konnte er Moriz Gassel bitten, das Blatt in den Geldschrank zu legen, dann war's mit seiner Kraft zu Ende, und er verlor wieder die Besinnung.

(Fortsetzung folgt.)

Die Patriotensiga.

Skizze von W. Johannes.

Die Erde dampfte und der Regen rauschte eintönig wie ein Gießbach vom dunkelgrauen Himmel. Seit Tagen, seit Wochen ging das so, man konnte glauben, daß zu allem andern in diesem An-

glücksjahr Frankreich auch noch erkauft werden sollte. Herr Jules Baroche stand, in einen seidnen Schlafrock gehüllt, aber sonst fertig zum Ausgehen angekleidet an dem hohen, breiten Fenster seines eleganten Frühstückszimmers und starrte in den trüben Morgen hinaus. Er war groß und hager und hatte ein schmales, salziges Don-Quichotte-Gesicht, von dessen Rinn ein weißer Knebelbart wie ein dicker Eiszapfen heruntertropfte.

Das Frühstück stand unberührt. Die flackernden Flammen des Kaminfeuers waren zitternde Reflexe auf den soliden Perserteppich, die spiegeln sich in dem schweren Silbergeschirr, das auf der Damastdecke des Tisches stand und in ihrem Schein golden aufglühte. — Jules Baroche sah nichts von der ganzen Herrlichkeit. Seit einer Stunde starrte er hinüber nach dem Städtchen Beauville, das er bis vor kurzer Zeit als Bürgermeister beherrscht hatte. Seine Villa lag etwas von der Stadt entfernt neben seiner Fabrik auf einer Anhöhe. Er konnte ganz Beauville überblicken, das, in einen feuchten Dampf gehüllt, trüb, schwarz und melancholisch vor ihm lag mit dem vieredigen Rathausurm in der Mitte. Wie ein drohend erhobener Finger sah dieser Turm von ferne aus. Jules Baroche schaute. Jetzt war es halb zehn Uhr und er hatte sich feierlich verpflichtet, um zehn Uhr den Major Rochow zu erscheinen, den die Deutschen als Ortskommandanten eingesetzt hatten und der jetzt ahnungslos dort im Rathaus saß.

Wie ein wüster Traum erschien ihm das jetzt. Immer wieder fuhr er sich mit der feuchten Hand über die Stirne, als ob er damit seine Gedanken wegwischen könnte, aber sie wichen nicht. Wie ganz anders hatte er sich diesen Winter vorgestellt! Als der Krieg ausbrach, war er eben im Begriff gewesen, sein Amt als Bürgermeister niederzulegen. Die Leinwandfabrik, die er aus kleinen Anfängen zu hoher Blüte gebracht hatte, sollte sein Schwiegerjohn übernehmen, der jetzt irgendwo in einem Schützengraben lag, und er selbst wollte einmal aufatmen, zum erstenmal seit dreißig Jahren einen vergnügten Winter in Paris verleben. Alles war nicht, alles hatten ihm die Preußen verdorben mit ihrem Krieg. Wenn sie durchaus die Welt erobern wollten, so konnten sie damit doch wenigstens warten, bis er gestorben war. Wie er sie hasste, diese Preußen, diesen dicken, alten Major, der da drüben in seinem einseitigen Amtszimmer saß und mit einem Duzend Landwehrlenten ganz Beauville in der Hand zu haben glaubte. — Glaubte! — Baroche pfiff durch die Zähne. — Glaubte!! — Der dicke Major wußte nicht, wie es unter der ruhigen Oberfläche gährte, nicht, daß heute schon der Aufruhr losbrechen würde. Seit Wochen war die Patriotenliga heimlich am Werk, jeder Mann in Beauville wußte, was er zu tun hatte, wenn die Sturmglode läutete. Wie ein Blitz mußten sie über die kleine Besatzung kommen, die hilflos war, wenn der Kommandeur fehlte. Mit Begeisterung hatte er gestern abend, als die entscheidende Sitzung der Patriotenliga in seinem Hause stattfand, sich selbst erboten, den Major auf sich zu nehmen. Es war der schönste Augenblick seines Lebens gewesen. Alle jubelten ihm zu, brühten ihm die Hände, umarmten ihn. Ganz Frankreich würde dem Beispiel von Beauville folgen und sich erheben wie ein Mann, wenn erst einmal an einem Platz reiner Tisch gemacht war, wenn sie sehen, wie leicht es ging.

Jetzt, im kalten Licht des Morgens stiegen dem Bürgermeister allerlei Bedenken auf. Er war seiner Sache nicht mehr so ganz sicher wie am Abend vorher, als der schwere Wein die Begeisterung mächtig aufklammern ließ. Ohne daß er sich selbst recht eingesehen mochte, bedauerte er fast, sich so sehr in den Vordergrund gedrängt zu haben. Er hatte noch nie einen Menschen erschossen — das war auch so eine Sache. Würden seine Hände nicht zittern, würde er nicht den Mut verlieren? Und dann wußte man nie sicher, wie so etwas ausging. Wenn etwa der Major zuerst schoß? Jules Baroche wurde ganz kalt bei diesem Gedanken.

Die Uhr über dem Kamin schlug dreiviertel zehn Uhr. Mit einem energischen Entschluß schlürfte Jules Baroche aus seinem Schlafrock und fleidete sich vollends an. Der Diener brachte den Ueberzieher, die Gummischuhe und einen Regenschirm. Als er das Zimmer wieder verlassen hatte, steckte Jules Baroche einen kleinen, niedlichen Revolver in die Tasche, die sich komisch bauschte, als stecke ein Apfel drinnen. Gut, daß er sich wenigstens von niemandem zu verabschieden brauchte. Frau und Tochter waren im Süden. Er warf einen langen, schmerzlichen Blick auf den ihm lieb gewordenen Raum und dann ging er. Als die Haustür hinter ihm ins Schloß fiel, schauerte er nervös zusammen. Es war fertig mit dem Leben. Mit zögernden Schritten ging er hinab zur Stadt. Nur ein ganz aufmerksamer Beobachter hätte merken können, daß sich in Beauville etwas vorbereitete. Es standen trotz des Regenswetters mehr Männer als sonst auf den Straßen umher, die Jules Baroche mit gespannter Aufmerksamkeit nachblickten. Vor der Kirche, dem Rathaus gegenüber, traf er Jean Labarbe. Er war ein kleiner dicker Mensch mit einem scharf geschnittenen Gesicht, der sich einbildete, ein Doppelgänger des ersten Napoleon zu sein und der nicht wenig stolz darauf war. Er hatte die Aufgabe, im rechten Moment, sobald der Leinwebler mit dem deutschen Major fertig war, das Zeichen zum Läuten der Sturmglöcke zu geben. Daran wartete er, die Arme über die Brust verschränkt, und starrte in die Luft. Jules Baroche begrüßte ihn.

„Biel Glück,“ sagte Labarbe. „Dann zog er die Brauen hoch, es fiel ihm auf, daß Baroche freibleich war.“

„Nun?“ fragte er verwundert. Jules Baroche hörte die Frage gar nicht, es lag ihm wie ein Nebel auf allen Sinnen. Eine ungeheure Aufregung hatte sich seiner bemächtigt, er zitterte an allen Gliedern und befaß nur noch soviel Selbstbeherrschung, daß er geradeaus lief. Er wußte, daß er umkehren würde, wenn er jetzt nur erst stehen blieb. Sein Herz schlug wie ein Hammer. Er stolperte die Rathausstreppe empor, sah wie durch einen Vorhang die Landwehrlente, die in einem Parterrezimmer die Wache hatten und klopfte endlich im ersten Stock an die Tür seines einstigen Amtszimmers.

„Herein!“ schrie drinnen jemand so laut und energisch, daß der Bürgermeister zusammenfuhr.

Der Major war eben mit dem Frühstück fertig. Der Diener stellte das Porzellan auf einem Servierblech zusammen, als Jules Baroche eintrat. Major Rochow verknüllte die Serviette, wartete auf den Tisch und erhob sich. Er war groß und breit, mit einem glatt rasierten, intelligenten Gesicht.

„Ah, welche Ueberraschung!“ sagte er liebenswürdig in aus-  
ausgezeichnetem Französisch. — „Willkommen, Herr Bürger-  
meister!“

Er schob dem Besucher selbst einen Stuhl zurecht, während der Diener Hut und Schirm des Bürgermeisters nahm und schüttelte ihm kräftig die Hand. Baroche setzte sich ängstlich und widerwillig und deckte die Linke über die gebauschte Tasche, welche den Revolver barg. Rochow schob ihm die gefüllte Zigarrenkiste zu. Der Franzose wollte abwehren, aber seine Zigarre brannte, ehe er selbst wußte, wie.

Jules Baroche fühlte sich immer unbehaglicher. Aus dem mächtigen bartlosen Gesicht des Offiziers sahen ihn ein Paar graue, scharfe Augen ruhig und durchdringend an. Nervös wandte er den Blick weg und sah auf die Hand des Alten, welche die Zigarre hielt. Es war eine große, schwere Hand, wohlproportioniert, mit starken Sehnen. Wenn diese Hand ergriß! — Der Bürgermeister schauderte, wenn er das zu Ende dachte.

„Nun darf ich wohl fragen, was Sie zu mir führt?“ Jules Baroche fuhr auf, als ob er eben aus einem Traum erwachte. Er fühlte, daß er erblasse, aber er nahm sich zusammen.

Er hatte sich eine große Rede zurechtgelegt. Nicht wie ein Räuber wollte er den Major überfallen, den ganzen Schmerz Frankreichs, die ganze Wut des Volkes wollte er ihm ins Gesicht schleudern, ehe er zum Revolver griff.

„Herr Major,“ sagte er und veruchte, sich drohend zu räuspern, „Nordfrankreich ist verwüstet, die Bewohner verarmt, die Industrie vernichtet.“

„Ja, ja,“ erwiderte Rochow, als der Franzose eine kurze Pause machte, „das ist traurig, ich weiß es; aber wir beide werden es wohl nicht ändern können.“

„Unsere Industrie ist vernichtet,“ wiederholte Baroche, der den Faden seiner Rede in der Erregung plötzlich verloren hatte. Der Major blies eine mächtige Rauchwolke gegen die Decke. Er verstand nicht, worauf der Franzose hinaus wollte. Er war doch wohl nicht nur deshalb gekommen, um sich Trost zusprechen zu lassen.

„Bei Ihnen hier ist es übrigens nicht einmal so schlimm,“ sagte er.

„Nicht schlimm?“ Baroche reckte sich empor. „Nicht schlimm? Wie können Sie das sagen! Wissen Sie, was ich sonst verdiente und was ich jetzt verdiene?“

„Wenn Sie auch jetzt nur fünfzig Prozent...“

„Fünfzig Prozent!“ Der Bürgermeister wurde rot wie ein Krebs und rang die Hände. „Wie können Sie das sagen. Ich sehe zu! Sehen Sie...“

Er stand auf, um näher an den Major heran zu kommen, hielt diesem die gehetzten Finger vor die Augen und begann zu reden, zu rechnen. Er rechnete seine Ausgaben vor und seine Einnahmen, Punkt für Punkt. Je länger er sprach, desto mehr geriet er in Eifer. Er hatte die Patriotenliga, den Revolver in seiner Tasche, die Befreiung Frankreichs — alles vergessen. Er war nur Geschäftsmann.

„Und so sieht es mit allen von uns, wir gehen zugrunde,“ jammerte er, „und wer hilft uns?“

Der Major begann zu verstehen.

„Das ist ein merkwürdiger Unfall,“ sagte er, nachdem er eine Weile geduldig zugehört hatte. „Ich habe heute morgen,“ er nahm ein großes Äxer von einem Seitentisch, „Auftrag erhalten, große Warenvorräte zu requirieren, und ich dachte eben daran, Sie zu mir bitten zu lassen, als Sie selbst kamen. Es handelt sich um große Warenposten verschiedenster Art.“

Damit entfaltete er einen großen Bogen vor Jules Baroche, dem plötzlich das Sonderbare der Situation zum Bewußtsein kam. Statt diesen Mann zu erschrecken... Ah was, dachte er. Und dann zog er sein Notizbuch, um sich die Aufträge zu notieren, die ihn persönlich angingen.

Eine Stunde später ging es im Rebenzimmer des ersten Weinrestaurants von Beauville sehr erregt zu. Jean Labarbe tobte vor Wut und nannte den Bürgermeister einen Verräter und einen Spion, es fehlte wenig, so wäre zuletzt hier noch Blut geflossen. Aber es gelang, die beiden zu trennen und als Baroche ungefähr aufzählte, was der Major alles brauchte — gegen bares

Geld — wurden die Gemüter bald ruhiger. Die Diskussion nahm zusehends sanftere Formen an.

„Was sollen wir,“ wachte endlich ein Weinbändler zu sagen, „einen Weinchen erschießen, mit dem wir Geschäfte machen können. Daß du nicht erhört, was er an Wein kaufen will. Wenn wir den Auftrag teilen.“

Seine Worte sollten Vabarbe gelten, aber unisono sah er sich jetzt nach dem Napoleonskopf desselben um. Während noch die Bogen der Erregung hoch gingen, war Vabarbe geräuschlos verschunden. Jetzt war er schon im Rathaus, denn er wußte, daß es außer ihm noch ein Duzend anderer Weinbändler in Beauville gab.

### Vermischtes.

• Die „grünen Reischändler“. In den vierziger Jahren spielte im alten Berlin das Garde-Schützen-Bataillon eine große Rolle. Es war ganz eigenartig zusammengesetzt. Sein Ersatzbezirk war nämlich das Fürstentum Neuchâtel in der Schweiz, das durch Personalunion mit der Krone der Hohenzollernkönige verbunden war. Der Ersatz wurde zum Teil in Neuchâtel durch Landgeld erworben, zum Teil durch dreijährig-Freiwillige gedeckt. Die Notabeln von Neuchâtel hatten das Recht, dem Könige junge Leute ihres Standes zur Ernennung als Offiziere vorzuschlagen. Diese „grünen Reischändler“, wie sie im Berliner Volksmund hießen, waren ungemein beliebt bei der Bevölkerung, insbesondere bei der weiblichen. Denn diese jungen Schweizer haben nicht nur in ihrer grünen Uniform sehr hübsch aus, sondern waren auch flotte, lustige Leute, und in den beliebten Lokalen von Alt-Berlin, insbesondere in den „Zelten“, wurden sie als gute Tänzer sehr bevorzugt. Sehr drollig war die Sprache dieser grünen Chasseurs. Ramen sie als Rekruten nach Berlin, so sprachen sie noch in den ersten Wochen französisch, das sich aber sehr bald mit einem so ausgesprochenen Berliner Deutsch, von ihren Küchenbesamtschaften nur zu schnell erlernt, mischte, daß nur echte Berliner es verstanden. Zu diesen gehörte vor allem die Kantinenwirtin, die in der Köpenicker Straße gegenüber der Kaserne wohnte. Schönwetter hieß, aber von den Soldaten Madame Beauteemps genannt wurde und sich selbst Frau Botang unterzeichnet. Sie verstand sofort, wenn ein „Reischändler“ „une chrippe chimère pour un sekser et un korn fehr“ verlangte. Geseffterter Korn war Kornkannntwein, dem noch gestößener Pfeffer beigemengt war, damit er besser brenne. Der Mann dieser „Frau Botang“ war Kasernenwärter. Als seine treffliche Gattin plötzlich starb, teilte er das der Welt durch folgende Todesanzeige mit:

„Jestern starb Frau Botang aus die Reischändler Kantine. Wer meinen Schmerz jekannt, wird mir ermesen.“

Schönwetter, Kasernenwärter in der Köpenicker Straße.  
• Ein Fahnenwechsel. Als Meh schon längst reichsdeutsch geworden war, wehte auf der Kathedrale daselbst noch einige Jahre die französische Tricolore. Sie sah auf der höchsten Turmspitze und war nicht ohne Lebensgefahr herunterzuholen. Der solches wagte, mußte, auf der Turmspitze angelangt, noch über eine große Kuppel und dann noch auf eine zweite kleinere Kugel zur Fahnenstange klettern. Bis zum Jahre 1874 wehte die Fahne auf dem deutschen Dom. Endlich setzte man eine Belohnung von 100 Talern für die Verabholung aus. Und am 16. Juli des genannten Jahres wurde das Wagnis ausgeführt. Ein Pionier, Karl Otto Bredenow aus Prenzlau, war der Mutige, der die Fahne holte. Zur Mittagszeit rückte mit voller Musik eine Truppenabteilung aus, den lähnen Pionier in der Mitte. Er hatte in der Tasche große Nägel und einen Hammer, mit dem er die Nägel stufenweise einschlug und so immer höher stieg. Möglich — der Kähne war bereits auf der großen Kugel angelangt — ertönt unten unter den vielen Tausenden Zuschauer ein Entsetzenrui: „Er fällt!“ Bredenow war ausgerufen. Aber er hatte sich noch festzuhalten gewußt, und es gelang ihm in der Tat, die blau-weiß-rote Flagge herabzuholen und eine riesige schwarz-weiß-rote an der Stange zu befestigen. Dann puzte er noch die große Kugel blank und kletterte hinunter. Vier Stunden hatte das Werk gedauert. Mit einem Hurra, in das auch viele einstimmt, die damals in Meh noch nicht deutsch gesinnt waren, aber die Kühnheit des Pioniers bewunderten, wurde der Waghalsige empfangen.

• Joffre-Blau. Die Pariser sind trotz Kriegstaumel und Kriegsernst ihren kleinen äußerlichen Liebhabereien nicht untreu geworden. Auch in dieser bitterernsten Zeit ist ihnen die neue Mode eine wichtige Frage geblieben, und sie können es nicht unterlassen, hin und wieder das diesmal besonders schwierige Problem zu erörtern. Selbstverständlich ist die neue Mode — wenn auch nur sehr lose — mit der Kriegszeit in Zusammenhang gebracht. Die Farbe der Modewelt ist diesmal das helle Blau — voll Vaterlandsliebe „Joffre-Blau“ genannt. Nun widmet das Journal des Débats der neuen Farbe eine patriotische Begründung: „Das blaße Blau, das jetzt an der Tagesordnung ist, heißt Horizont-Blau, wenn es zur Färbung der Uniformen verwandt wird, und Joffre-Blau, wenn es das Kleid der Frau bedeckt. Jedes Jahr hat seine Farbe — wir hatten weiße und rote Jahre, und diesmal ist's leider ein schwarzes Jahr. Aber

schließlich gibt es noch immer Schneiderinnen, eine Mode und Damen, die sie tragen; und die Arbeiterinnen leben davon. Das Blau ist eine französische Farbe, es paßt zu keinem Lande so wie zu dem unsrigen, zu keinem Himmel so wie zu dem leichten, flüssigen Himmel unseres Vaterlandes. Ja, wir haben diese Farbe erkunden!...“ In der schönen Erkenntnis, daß es doch etwas überheblich wäre, allen anderen Vändern das Recht auf blaue Farben abzuspochen, fügt das Blatt hinzu, daß es allerdings auch ein Preußen-Blau gäbe. Aber dies sei eine öde und dumme Farbe. Nun, wir werden auch das zu ertragen wissen!...

### Büchertisch.

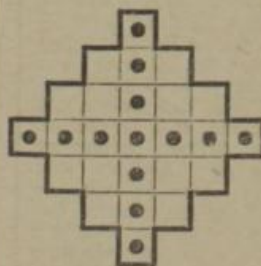
• Die Leipziger „Illustrierte Zeitung“ beweist mit ihrer sechsen erschienenen Nummer 3759 vom 15. Juli aufs neue, daß sie in Bezug auf die bildliche Kriegsberichterstattung außergewöhnliches bietet. Im vorliegenden Heft finden wir u. a. bemerkenswerte Zeichnungen von Professor Hugo Ungewitter, Professor Hans v. Daget, Wilhelm Buddenberg, Feltz Schworninlädt, Karl v. Dombrowski und Ernst Gulch. Einen besonderen Wert erhalten die Kriegszahlen der „Illustrierten Zeitung“ durch die häufig beigegebenen Aestestarten größerer und kleinerer Ausschüsse der gerade im Vordergrund des Interesses stehenden Operationsgebiete. Die besprochene Nummer bringt eine sehr ins einzelne gehende Spezialkarte des Kampfgebietes an der Loreitohöhe und eine zwar in größerem Maßstabe gehaltene, aber ebenfalls noch alle wichtigen Einzelheiten erkennen lassende Darstellung des Kriegsschauplatzes in Ostgalizien. In dem nicht minder reichhaltigen Textteil dieses Heftes finden wir Georg Dirschedl und Hermann Schönfeld mit spannenden Kriegsnovellen vertreten. Professor Dr. Dingler plaudert über den Weltkrieg und Theaterkultur und macht beachtenswerte Vorschläge, wie die Lehren unserer Zeit für die Entwicklung des deutschen Theaters am besten nutzbar zu machen sind. Professor Dr. Granzow zeigt in von historischer Beweiskraft getragenen Ausführungen die Unhaltbarkeit der Behauptung, daß die Franzosen unser ritterlichster Feind seien. Ein reich illustrierter Beitrag von Stabsveterinär Kühn, betitelt „Im Werbelazarett“, schildert die außerordentliche Bedeutung der tierärztlichen Tätigkeit für den erfolgreichen Fortgang unserer militärischen Operationen in Feindesland.

• Neuer Erscheinungen von Reclams Universal-Bibliothek. Nr. 5771, 5772. Die Militärversorgungsgesetze (Offizierspensionsgesetz, Mannschaffsversorgungsgesetz, Militärhinterbliebenengesetz, Luftfahrerfürsorgegesetz) für das Deutsche Reich nebst Ausführungsbestimmungen des Bundesrats. Textausgabe mit kurzen Anmerkungen und Sachregister. Herausgegeben von Karl Vannier. (184 S.) In Leinen 80 Pfg. — Nr. 5773. Meister Andrea. Lustspiel in zwei Aufzügen. Von Emanuel Geibel. (68 S.) — Nr. 5774. Echtes Gold wird klar im Feuer. Ein Sprichwort. Einakter. Von Emanuel Geibel. (27 S.) — Nr. 5775, 5776. Das einsame Land. Erzählungen. Von Valdemar Lindholm. Autorisierte Uebersetzung aus dem Schwedischen von M. Nassow. (213 S.) — Nr. 5777. Ueber das Verhältnis der bildenden Künste zur Natur. — Gedanken über Malerei. Von F. W. J. Schelling. Herausgegeben und eingeleitet von Prof. Dr. Ludwig Kublenbeck. (100 S.) — Nr. 5778. Firma Muck. Von L. Schermann. Weitere Schilderungen aus dem Geschäftsleben. Drittes Bändchen. (96 S.) Bde. 1 bis 3 zul. geb. in Leinen 1 Mk. — Nr. 5779. Nach dem Sündenfall und andere Novellen. Von Luise Westrich. (95 S.) — Nr. 5780. Berichte aus dem Großen Hauptquartier 1914/15. Herausgegeben von Karl Wille. 1. Band. (96 S.) Die ausführlichen Berichte des Großen Hauptquartiers über einzelne Abschnitte und Ereignisse des Krieges verdienen für immer einen hervorragenden Platz in unserer kriegsgeschichtlichen Literatur. Sie sind eine zuverlässige Quelle für die Erkenntnis der Geschichte dieses Krieges und ein ausgezeichnetes Hilfsmittel, um die Elemente der militärischen Geographie aller derjenigen Gebiete kennen zu lernen, die den Schauplatz dieses riesenhaften Völkerringens bilden.

### Diamanträtsel.

In die Felber nebenstehender Figur sind die Buchstaben a a a b e e f h i i i i l m n n r s t t t t z derart einzutragen, daß die wagerechten Reihen folgendes bedeuten:

1. Einen Buchstaben.
2. Stadt in Belgien.
3. Teil eines Baumes.
4. Ein Land.
5. Männlichen Vornamen.
6. Neapolitanische Gottheit.
7. Einen Buchstaben.



Die senkrechte und wagerechte Mittelreihe ergeben das Gleiche. Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Palindroms in voriger Nummer: Gras, Sarg.